

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 20

Beilage zur Gleichheit

1916

Inhaltsverzeichnis: Krieg. Gedicht von J. G. Fischer. — Mesopotamien. Von Gg. E. Graf. (Schluß.) — Weltkrieg und Arbeiterdichter. — Fremde beim Feind. — Feuilleton: Lucy Stone. (Fortf.)

Krieg.

Auf den ihr nie begierig seid,
So oft ihr ihn berieft,
Hier bin ich und das Herzeleid,
Ihr habt es unvertrieft.

Euch, die so lang den trägen Schritt
Der „bloßen Zeit“ verdammt,
Das Ungeheure bring ich mit,
Und Schrecken ist mein Amt.

Der Flutensturm und Wettertschlag
Bin ich vorm Sichelsteif,
Der Tummelplatz und Ernteflag
Des Hungers und der Pest.

Und in zwei Hälften blutigrot
Zerspalt ich euch die Welt,
Darauf den Flammenstrahl der Tod
Dem Tod entgegenhält.

Bis, auf des Vaters Rumpf gestemmt,
Der vorn im Treffen sank,
Die Söhne dort ihr Blut verschwemmt,
Das ihre Erde trank.

Bis hier ein blühend Siegermal
Die Feldstandarte kränzt,
Und mit dem letzten Abendstrahl
Die Sterbenden beglänzt.

Des Todes Aug' ist eingekickt,
Vorbei die jüngste Schlacht,
Der Geißt der Menschheit aber blickt
Kopfschüttelnd in die Nacht.

J. G. Fischer.

Mesopotamien.

Von Gg. Engelbert Graf.

(Schluß.)

Man hat für den Niedergang Mesopotamiens bald die lotterhafte türkische Verwaltung, die die Kanäle vernachlässigte, bald eine Klimaveränderung verantwortlich gemacht, die den früheren Wasserreichtum ungünstig beeinflusste. Beides mag mit schuldig sein. Aber die Grundursache liegt tiefer, liegt in der Ausschaltung Mesopotamiens als Durchgangsgebiet für den asiatischen Handel und als Produktionsgebiet für Europa, und diese Ausschaltung dauerte etwa vom fünfzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert. Dadurch wurden die alten Handelszentren bankrott, und ihnen folgte der Ackerbau nach, der nun nicht mehr lohnend war. Die Kosten für die Wasserbauten rentierten sich nicht mehr, das Ganze verfiel, und die Ackerbaukultur entwickelte sich zum Nomadismus mit allen seinen wenig erfreulichen Begleiterscheinungen zurück. Vielleicht, daß dann das Nomadentum wieder sein Teil zu einer Klimaverschlechterung beitrug, indem es nicht allein die Flüsse verwildern ließ, sondern auch auf den Hochebenen und in den Gebirgen den Wald austrotete. Besonders der Kleinvieh züchtende Nomade ist ein viel größerer Feind des Waldes als der Ackerbauer; er brennt den Wald nieder, um ausgedehntes Weideland zu erhalten, und seine Herden lassen den jungen Baumwuchs nicht wieder hoch kommen. So hat das Nomadentum auch zur verminderten Wasserführung der Flüsse in Mesopotamien beigetragen und vielerorts bewirkt, daß das Wasser nicht mehr von dem Waldboden aufgespeichert werden konnte, sondern schnell und reichend abströmte und infolgedessen die fruchtbare Schwemmerde der

Ebene weithin mit unfruchtbaren Geröll- und Kiesmassen überdeckt hat.

Auch hier verkündet nun der moderne Kapitalismus sein Evangelium der Erlösung aus der Nacht der Unkultur und Verwahrlosung. Sämtliche europäische Großstaaten reihen sich um die Ehre und um die Mühe, Mesopotamien zu neuer Blüte zu erwecken. Natürlich nicht aus Liebe zu dem Lande, sonst würden sie sich ja um feinetwillen nicht in den Haaren liegen, Mesopotamien soll „erschlossen“, das heißt der kapitalistischen Ausbeutung zugänglich gemacht werden. Nicht mit Unrecht vermutet man hier ein reiches Produktionsgebiet, das Ägypten bei weitem übertraffen könnte. Mineralerschätze sind zwar in einem Schwemmland wie Mesopotamien kaum zu erhoffen, Petroleum ausgenommen. Und Petroleum birgt der Boden sicherlich in ungeheuren Mengen. Was bis jetzt im mittleren Tigrisgebiet nach der persischen Grenze zu erhoben worden ist, läßt darauf schließen. Allerdings wird wohl dieses Petroleum mehr zur Industrialisierung des Landes selbst verwendet werden und vielleicht noch auf dem indischen Markt mit dem Petroleum von Java und Sumatra konkurrieren, für Mitteleuropa kommt es wegen des überlangen Transportwegs kaum in Betracht.

Von größerer Bedeutung dürfte es sein, wenn die Kanalprojekte zur Wirklichkeit werden und dem Land die verlorene Fruchtbarkeit wiedergeben würden. Nur daß man auch da nicht allzu überspannte Hoffnungen hegen darf. Es gab Leute, die die ertragfähige Fläche im Euphrat- und Tigrisgebiet auf 24 Millionen Hektar schätzten. Das ist mindestens um das Zwanzigfache zu hoch gegriffen. Der Engländer Willcocks, dessen Bewässerungspläne für Mesopotamien vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregten und auch von der türkischen Regierung zunächst aufgegriffen wurden, rechnete im Gebiet des alten Babyloniens mit einer Fläche von 1 133 000 Hektar, die der Kultur zugänglich gemacht werden könnten. Die Kosten für die Bewässerung, Entwässerung und Melioration würden sich bei diesem Projekt auf etwa 21 Millionen Pfund Sterling, also rund eine halbe Milliarde Mark stellen. Nach Ausführung des Planes sollte der Wert des Landes etwa 60 Millionen Pfund, also etwa 1 Milliarde Mark betragen. Die zu erwartende Erntemenge schätzte Willcocks auf 1 Million Tonnen Weizen und 1 Million Doppelzentner Baumwolle jährlich.

Diese Berechnungen fußen auf den Erfahrungen, die man unter ähnlichen Verhältnissen in Indien und Ägypten gemacht hatte. Die Ausführung der Arbeiten wurde Willcocks übertragen; durch Dämme sollte das Euphratwasser aufgefangen und durch Kanäle in die Felder geleitet werden. Den Tigris wollte man von Kut el Amara aus wieder dem Euphrat zuleiten und die Sümpfe im Winkel zwischen beiden Flüssen trockenlegen. Die Arbeiten wurden auch 1912 in Angriff genommen, aber der in der Nähe der Ruinen von Alt-Babylonien begonnene Damm wurde weggespült. Dies und andere mehr politische Gründe führten zu Streitigkeiten zwischen Willcocks und der türkischen Regierung, die schließlich den ganzen Plan aufgab, nachdem schon recht beträchtliche Summen dafür aufgewendet waren. Damit ist dieses recht großzügig angelegte Projekt vorläufig gescheitert. Ob es überdies, auf einmal durchgeführt, sich bewährt hätte, muß bezweifelt werden in Anbetracht der dünnen und nomadisierenden Bevölkerung. Ein allmählicher Ausbau der Bewässerungsanlagen entsprechend der allmählichen Bevölkerungszunahme dürfte von erheblich größerem Nutzen sein.

Diese Bevölkerungszunahme wird sicher eintreten, wenn Mesopotamien in irgend einer Form an den Weltverkehr angeschlossen sein wird. Von der See aus ist das Land weniger zugänglich, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Zwar wäre der Schatt el Arab mit einer wirtlichen Tiefe von 15 bis 18 Metern selbst für die größten Seedampfer schiffbar, aber er ist für sie fast unzugänglich, da quer vor seiner Mündung eine breite Schlickbarre liegt, die nur bei hohem Wasserstand und bei Flut passiert werden kann. Zudem ist das Deltagebiet für die Befahrung sehr ungünstig. Der Euphrat ist wegen seines wechselnden Wasserstandes für Dampfer nicht zu benutzen, auf dem Tigris verkehrten unmittelbar vor Ausbruch des Krieges elf Dampfer, davon waren acht türkische, drei englische.

Eine große Rolle spielen die Eisenbahnprojekte. Von ihnen befißt die nunmehr ihrer Vollenendung entgegengehende Bagdadbahn für das Land selbst unzweifelhaft die größte Bedeutung. Sowohl

die russischen Pläne wie die englischen wären an Mesopotamien mehr vorbeigegangen oder hätten den Verkehr in Gebiete geleitet, die als Absatzgebiete für die Produkte des Landes kaum in Frage kämen. Ob jedoch die Bahn den Erwartungen ihrer deutschen Erbauer und der deutschen Imperialisten entsprechen wird, ist eine andere Frage. Jedenfalls wird die Bagdadbahn als die kürzest mögliche Überlandlinie den Personen- und Postschnellverkehr nach Ost- und Südasien an sich ziehen. Darauf deutet schon ihre ganze Linienführung, die im allgemeinen den uralten, ostwestlich gerichteten Verkehrswegen entlang angelegt ist.

Phantasierende Politiker träumten schon von deutschem Siedlungsland in Vorderasien; aber sie rechneten nicht mit den Landesverhältnissen und mit der — begründeten — Abneigung der Bevölkerung gegen fremde Ansiedler. Die Türkei hat übrigens selbst Ansiedler genug, die mohammedanischen Auswanderer aus früher türkischen Gebieten Europas, die Muhadschirs. Auf dieses einheimische Bauernelement kann auch für die Besiedlung Mesopotamiens gerechnet werden. Und der Muhadschir ist fleißig und auch Neuerungen gegenüber nicht unzugänglich, vorausgesetzt, daß er Absatzmöglichkeiten für seine Produkte und die Gewißheit hat, daß ihn die Steuerpächter und sonstigen Expresster nicht um den größten Teil seines Ertrags bringen.

Wir sind nicht so optimistisch, in den Ergebnissen dieses Krieges, wie immer sie auch ausfallen mögen, eine endgültige Lösung des vorderasiatischen Problems und damit auch der mesopotamischen Frage zu sehen. Dafür behandeln die beteiligten Staaten das in Betracht kommende Gebiet allzusehr als Objekt, als Objekt für kapitalistische Ausbeutung. Die wirtschaftliche Entwicklung wird dann aber dort ein besonders rasches Tempo einschlagen und zur Abgrenzung der wirtschaftlichen Interessen nach außen hin führen, das heißt zu einer Verselbständigung des Gebiets, und diese wieder zu gegebener Zeit in ähnlicher Weise wie bei den Balkanvölkern zu einer föderativen Einigung auf demokratischer Grundlage.

o o o

Weltkrieg und Arbeiterdichter.

Das eben war das unterscheidende Merkmal der in den letzten Jahrzehnten aufkeimenden Arbeiterdichtung, daß sie nicht nur die augenblickliche Gefühlswelt und Lebenswirklichkeit des Proletariats naiv widerspiegelte, wie einst das namenlose, unpersönliche Volkslied, sondern daß sie die bewußte Schöpfung war einzelner künstlerischer Persönlichkeiten, die bei aller individueller Verschiedenheit doch typisch waren für das Leben, Denken und die Empfindungsweise ihrer Klasse. Kraft ihrer sozialistischen Überzeugung hoben sie die Kunst, die sie ausübten, nicht nur über den Bereich des eigenen begrenzten Daseins hinaus, sondern auch über die bloße Gestaltung einer erlebten und gefühlten Gegenwart. Ihre Kunst war idealistisch, das heißt sie war getragen von den großen Zukunftszielen und den von diesen Zielen bestimmten Gedanken, Erlebnissen und Gemütsbewegungen ihrer Klasse. Der Sozialismus war es, der mehr oder weniger klar bewußt, mehr oder weniger tief erfährt in ihren Dichtungen sang, klagte, grollte, zum Kampfe rief oder siegesfreudig jubelte. Es genügte ihnen nicht, dichterische Kündler der neuen kapitalistischen Welt zu sein, der Großstadt und der Elektrizität, der Massenarmut und der Massenarbeit, des fiebernden Fortschritts und des himmelschreienden Elends, noch weniger wollten sie nur dem Leiden ihrer Zeit eine mitleidischende Stimme verleihen. Ihr Gegenstand war nicht bloß die Arbeiterschaft, sondern die Arbeiterbewegung, nicht nur die Proletarier von heute, sondern der Proletarier von morgen, nicht nur das, was ist, sondern auch das, was sein soll, was wird.

Jede große Kunst wird genährt von großen Ideen. In der klassischen Literatur des Bürgertums war es der Gedanke der Humanität, das Ideal des Weltbürgertums, das als wärmende Flamme die Dichter durchglühte, ihre Schöpfungen adelte, sie befähigte, ihre Zeitgenossen zu überflügeln und ihre Kunst auf eine Warte zu stellen, von der aus sie über Jahrhunderte weg der wegsuchenden Menschheit ein leuchtendes Wahrzeichen sein wird. Lessing, Schiller, Goethe: der Nährboden ihres Schaffens, der Genius ihrer Phantasie, die Quelle ihres schöpferischen Reichthums, der immer heiße Herd ihrer selbstsicheren Kühnheit, was waren diese anders als die aus Kampf und Not der Zeit geborenen Hodgepöde der bürgerlichen Klasse? Die neuen Ideale beschenkten die neuen Künstler mit neuen Augen, mit neuen Ohren, mit neuen Empfindungen, spannten neue Saiten auf ihre Harfe und setzten sie so in den Stand, den neuen Gehalt ihrer Zeit in bleibende Formen

zu gießen, ja mehr noch, diesen Inhalt über sich selbst hinaus zu entwickeln und zu verklären.

Humanität und Weltbürgertum — von ihren ersten Bekennern, von der bürgerlichen Klasse verkauft und verraten, fanden sie in der sozialistischen Arbeiterbewegung eine neue Heimat. Gereinigt, vertieft, wissenschaftlich begründet, so traten sie zum zweitenmal den Waffengang an um die Eroberung der Menschenherzen. Freilich, das Proletariat besaß nicht, wie einst das kämpfende Bürgertum, bereits sprachlich und künstlerisch geschulte, mit aller Bildung ihrer Zeit ausgerüstete Sänger und künstlerische Gestalter seines Wesens. Es konnte unmöglich, wie das Bürgertum, gleich zu Beginn seines Klassenkampfes eine große, klassische Kunst hervorbringen. Noch quälten sich seine begabtesten Köpfe, seine glühendsten Herzen in äußerem Zwang und innerer Unwissenheit, in körperlicher Armut und geistigem Hunger. Die Lohnknechtschaft fraß an ihrem Mark, und der Mangel an Hilfsmitteln verammelte ihnen das Tor zu den Kulturschätzen der Vergangenheit. Gerade diejenigen, in denen der neue Geist des Sozialismus am gewaltigsten nach Ausdruck rang, gerade sie mußten alle Kräfte dahingeben für den wirtschaftlichen und politischen Tageskampf, mußten ihre geringe Freizeit an die Arbeit des Lernens, der Agitation, der Organisation und nicht zum mindesten an die eigene Festigung rücken. War es da ein Wunder, daß die künstlerische Betätigung sich auf gelegentliche Festzeiten beschränkte, auf mehr gutgemeinte als gutgelungene Versuche? Andere wieder, die den Weg zur bewußt sozialistischen Weltanschauung nicht gefunden hatten, fielen in die Reize bürgerlicher Gönner, deren äußere Kultur sie bestrickte, deren freundliches Wohlwollen ihnen doppelt schmeichelte, deren geistiger Gewandtheit ihr unentwickeltes proletarisches Klassenbewußtsein rasch erlag. Ihre Kunst verbürgerlichte sich in dem Maße, als sie „bekannt“ wurden, als rührige Verleger und berühmte Literaturgrößen sich um sie bemühten.

Aber mit dem Fortschritt der Arbeiterbewegung, mit der steigenden Lebenshaltung weiter proletarischer Kreise, mit dem wachsenden Selbstbewußtsein der organisierten Masse, nicht zuletzt mit der steigenden Welle proletarisch-sozialistischer Bildungs- und Jugendbewegung tauchten auch aus dem Proletariat einige Dichter auf, die zwar noch nicht zu den Großen zählten, die aber doch allen Anlaß gaben, auch in Deutschland mit der Entwicklung einer bedienstigten, gefunden, für das kämpfende Proletariat charakteristischen Literatur zu rechnen. Es waren nicht bürgerliche Intellektuelle, die sich auf Zeit oder für ganz dem Proletariat genähert hatten, wie die Hauptmann, Dehmel, Maday, Henckell und andere, es waren junge, ungehobelte Proletarier, die noch wenig ästhetischen Schliff besaßen, in denen aber um so lustiger der Funke des Prometheus lohte. Ich erinnere an die ersten in Parteiblättern erschienenen, zum Teil auch in schmalen Versbüchern gebundenen Strophen eines Krille oder Pehold, eines Jersaf und Preczang, eines Bröger und Barthel. Da lagen proletenhafte Blöcke neben Goetheschem Gold. Da sah man lebendige Keime sich aus dumpfiger Enge emportreiben zu geistiger Klarheit und selbstherrlicher Formensönheit. Da war der Schönheitsfuchser eng verwachsen mit dem kampfluftigen Tropf.

Diese jungen Dichter ließen sich keiner literarischen Richtung zu rechnen. Es waren keine Epigonen und keine Naturalisten, keine Neuromantiker und keine neuklassischen Ästhetiker. Ihre Formensprache war nicht immer originell, nicht einmal immer gut deutsch. Es fehlte ihnen noch viel zur vollendeten Künstlerschaft. Aber eines hatten sie den anderen voraus, eines, um dessen willen selbst der strengste Kritiker ihnen viel vergeben mußte: den lebendigen Herzschlag proletarisch-sozialistischen Empfindens. Eine neue Seele kündete sich in ihren Dichtungen, eine neue Welt- und Lebensauffassung. Diese Augen sahen nicht die Welt von oben, sondern von unten, sie sahen daher Dinge, an die kein Bürgerlicher dachte, die keiner nachempfinden konnte. In diesen Strophen offenbarten sich Herzen, die alle Verdammnis und Sehnsucht der Enterdöten als ihr eigenes Schicksal glühend durchloftet hatten, die aber dieses Schicksal nicht als Schicksal ertrugen, die nicht in ohnmächtigem Groll dagegen tobten, sondern die es zu zwingen gedachten, die in dem Schicksal selbst den mächtigen Hebel erkannten, der ihnen die Pforten des Gefängnisses sprengen mußte.

Und wenn auch ferne hoch das Haus
Aufstrebt, an dem er schafft,
Er sieht darüber doch hinaus
Die Weite seiner Kraft.

So sang Pehold in dem Iyrischen Porträt „Der Maurer“, Pehold, dessen fester Körper das ganze Elend einer freud-, oft genug brotlosen Proletarierjugend bis zur Reife gelöstet hatte.

Und der frühere Textilarbeiter, der Elsäßer Wähler, rief trotzig in „den kommenden Tag“ hinein:

Ob wir auch tief im Elend gehen,
Wir sind's doch, die das Feld besä'n,
Wir sind's doch, deren Muskelkraft
Die goldne Last zu Garben rafft
Und übervolle Scheuern schafft.

Wir, die Habenichtse der Gegenwart, sind die Baumeister der Zukunft, so jubelt und troht es wieder und wieder aus den Liedern dieser Proletarier.

Ich bin ein Prolet und du ein Prolet,
Wir bauen die Zukunft, wir haben sonst nichts.

Dem invaliden Gärtner Herzog erwächst die Pflicht zum sozialistischen Kämpfertum aus seiner Beschlosigkeit. Das ist nur möglich, weil ihm das Proletarierlos nicht blinder Zufall, nicht individuelles Unglück mehr ist, sondern Massenschicksal, ein Glied in der notwendigen Kette geschichtlicher Entwicklung. Sein Ich geht auf in dem millionenfachen Du der Arbeits- und Schicksalsbrüder um ihn her; aus ich und du entsteht das neue, siegesmächtige Wir. Die „Kraft der vielen“ nennt Rehold dieses Erlebnis in seinem prächtigen Festgedicht „Am ersten Mai“.

Die Strafe spricht: Was ist das Schreiten
Auf meinen Brülsten siegesfroh dahin,
Klammrote Banner und Standarten breiten
Sich über mich; was für ein starker Sinn
Muß diese tausende Proleten leiten,
Daß sie in ihres Juges Anbeginn
So fühlen wie die Brüder an den Seiten
Und mächtig sind bis an das Ende hin?

Was bedarf es weiter Zeugnisse, daß hier eine neue Kunst im Werden war, daß ein neuer Geist sich hier verkürzte Formen schuf?

Und das ist unser gutes Recht,
Wir stürzen das Alte, das morsch und schlecht,
Und lachen ob eurer Geseße.

Das war echt proletarische Jungvolksrespektlosigkeit. Sie ist nicht geboren aus Zuchtlosigkeit, aus der vielberufenen Verrohung, sie ist der lecke Fehdehandschuh einer Klasse, die gelernt hat, daß alles geschriebene Recht nur eine Widerspiegelung und Formulierung ist bestehender Machtverhältnisse. Otto Krille schrieb diese Zeilen, als er mitten im Kampf um die Gründung und Behauptung der freien Jugendorganisation stand.

Es gab sich ganz von selber, daß die freie Jugendbewegung zum Tummelplatz der aufstrebenden proletarischen Talente wurde. Hier kamen die jungen Arbeiter mit Gleichstrebenden zusammen; hier lernten sie Klassenbewußtsein und Solidarität kennen; hier nahmen sie die Ideale und elementaren Grundzüge des Sozialismus in ihre heißhungrigen Herzen auf; hier fand auch ihre Kunst die erste Anregung, den ersten begeisternden Inhalt, die erste Anerkennung. Rehold fand den Sozialismus und die Kunst in der proletarischen Jugendbewegung Wiens, Max Barthel und andere lebten und webten in der freien Bildungs- und Jugendbewegung Deutschlands. Hier sammelten sie auch den Schatz an Bildung, Wissen, Sprachmeistererschaft, der sie in Form und Ausdruck weit über die tastenden Gehversuche proletarischer Dichter aus nichtsozialistischen Kreisen emporhebt. Nur die katholische Arbeiterbewegung hat noch ein Talent von ähnlicher Stärke und ausgesprochen proletarischem, wenn auch nicht sozialistischem Empfinden hervorgebracht, den rheinischen Kesselschmied Heinrich Lersch.

Die soziale Lyrik des Bürgerturns hat sich fast die Zähne ausgebissen an dem Problem der modernen Großstadt, die so berüchtelt schön ist und zugleich so voll Stiel, Gemeinheit und unsagbarem Elend. Sie hat die beiden Gegensätze nebeneinander gestellt, sie hat sie nie in einer dritten höheren Bewertung geeint. Erst der sozialistische Proletarier vermag das. Man nehme Karl Prögers kleines Versbuch „Die singende Stadt“ zur Hand. Gleich auf der ersten Seite der eigenartig schöne, tief sinnige Hymnus an die Großstadt.

Du läßt uns nicht, du gehst an unsrem Markt,
Und doch machst du uns wieder frei und stark,
Denn wie du einen auf den andern weist,
Erweckst du allen den verwandten Geist.
So lenkst du unsern Sinn zu höherer Kraft
Und bist die Wiege unsrer Brüderschaft.

Was ist nun aus diesen sozialistischen Arbeiterdichtern geworden? Wie hat der Weltkrieg auf sie gewirkt? (Schluß folgt.)

Freunde beim Feind.

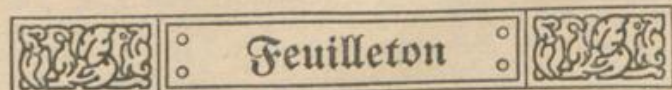
Man schreibt uns aus New York: Wenn man manche europäische Zeitungen liest, so scheint es einem, daß in den kriegsführenden Ländern in den Herzen aller Menschen das Mitgefühl für die Angehörigen „feindlicher“ Nationen gänzlich erstorben ist. Daß dem aber durchaus nicht so ist, beweisen zahllose Taten der Menschlichkeit, von denen die Öffentlichkeit leider zu wenig erfährt, und die im Interesse der Wiederausöhnung der Völker nicht unbeachtet bleiben dürfen. Wieviel hat man in allen Ländern nicht über die Grausamkeit geschrieben, mit der Ausländer in den verschiedenen Staaten bei Ausbruch des Krieges behandelt worden sein sollen! Aber wie wenig hat man von den zahlreichen Beweisen echter Menschenliebe vernommen, die der „Feind“ dem „Feinde“ in der Not gab!

Da sind zum Beispiel die Quäker in London, die seit dem Anfang des Krieges den bedrängten feindlichen Ausländern als wahre Schutzengel zur Seite gestanden sind, ohne davon viel Aufhebens zu machen. Die Quäker sind in England ein fortschrittliches Element. Sie zählen in ihren Reihen viele gebildete Menschen und reiche Philanthropen, die mit Unterstützungen guter Zwecke nicht kargen. Auch viele unserer besten und energischsten Parteigenossen in Großbritannien gehören dieser Sekte an. Namentlich was die Quäker für die Kinder der unglücklichen Ausländer in London getan haben, darf ihnen nicht vergessen werden. Im letzten Sommer schickten sie zum Beispiel die Kinder von deutschen, österreichischen und ungarischen Arbeitern, die sich in den Gefangenenlagern befinden oder die noch auf freiem Fuße sind und ein lärgliches Leben fristen, auf mehrere Wochen unentgeltlich in die Sommerfrische. Als Weihnachten kam, veranstalteten die Quäker für dieselben Kinder ein großes Weihnachtsfest. Es muß ein prächtiges Fest gewesen sein, nach dem Brief zu urteilen, den ein zehnjähriges Mädchen, das Kind eines ungarischen Genossen, der sich zurzeit in London kümmerlich durchschlägt, meinem Töchterchen geschrieben hat. Der Brief lautet:

„Es hat mich sehr gefreut, Deinen Brief zu erhalten, der erst nach neunzehn Tagen heute morgen hier ankam. Ich habe mich zu Weihnachten sehr gefreut, und ich bekam eine liebliche Puppe, ganz gekleidet, eine Farbenschachtel und ein Paar Gummischuhe zum Geschenk. Am Samstag vor zwei Wochen gingen wir zu einer Gesellschaft, die in dem Versammlungsaal der Freunde (Quäker) abgehalten wurde. Es war reizend. Da war ein wunderschöner Weihnachtsbaum, bedeckt mit Spielzeug und Kerzen. Wir spielten einige schöne Spiele, bis der Tee fertig war, und dann gingen wir hinauf und kamen in einen anderen großen Saal. Es waren ungefähr hundert Leute da, und wir sahen an fünf langen Tischen. Es war ein prächtiger Tee, und es gab gehörig zu essen und zu trinken, Butterbrot, Eingemachtes, Zwieback, Kuchen und so viele Tassen Tee, als man haben wollte. Nach dem Tee gingen wir hinunter in den anderen Saal und setzten uns um den Weihnachtsbaum. Alle Lichter waren ausgebracht, nur die Kerzen am Baum brannten, und wir hörten die Geschichte von einem Harfenpieler an, die eine Dame uns erzählte. Und dann erzählte uns ein Mann eine Geschichte und dann kam die Bescherung. Ein Mann, der sich als Weihnachtsmann verkleidet hatte, gab uns die Geschenke, und ich bekam eine Puppe, von der ich schon sprach, und Eise (ihre Schwester) bekam auch so eine, nur anders gekleidet. Der Baum mit all dem Eis darauf sah sehr hübsch aus. Da es spät geworden ist und ich nichts Weiteres zu sagen habe, muß ich jetzt schließen.“

Von Deiner Freundin Binnie.

Dieser schlichte Kinderbrief besagt mehr als alle langen Schilderungen. Es muß noch hinzugefügt werden, daß dieselben Leute, die sich der Kinder annahmen, auch manches getan haben, um das Los der Eltern zu erleichtern. Jeder verständige Mensch wird einsehen, daß sie mit diesen Handlungen nicht nur der Menschlichkeit, sondern auch ihrem eigenen Lande einen größeren Dienst erweisen als die Apostel des Hasses, die den Feind jeden Tag mit dem Munde totschlagen.



Lucy Stone.

(Fortsetzung.)

Eine nordamerikanische Bahnbrecherin der Frauenbewegung.

Leo Tolstoi, der Riese unter den Künstlern unserer Zeit, hat uns den Roman einer Ehe geschenkt, in dem er das Verhältnis zwischen Mann und Weib von dem Frühling der zart aufsprießenden Liebe

bis zu den milden Herbsttagen schübert, wo sich die Freundschaft an den Platz der entflohenen Leidenschaft setzt und nach Sommerglut und Gewitterstürmen die Gatten sich als Eltern, Erzieher zu einem gemeinsamen Lebenswerk wieder zusammenfinden. Er hat die Tragödie seines Familienlebens in dem erschütternden Drama künstlerisch gestaltet: „Das Licht, das im Dunkel leuchtet.“ Lucy Stone, auf die Byrons tiefes Wort zutrifft, daß „viele Dichter sind, die nie einen Vers geschrieben haben“ — ihr dichterischer Gestaltungsdrang lebte sich in der Agitatorin, der Rednerin aus —, hätte die Idylle einer Ehe schreiben können. Eine Idylle, ebensoweit entfernt von Süßlichkeit und verlogener Schächerpiel wie vom kleinbürgerlichen „Gartenlaubentil“. Was Luchs Ehe das Gepräge gab, war die gesunde, freundliche Lebensfülle, die aus dem Zusammenwirken zweier reichbegabten, hochgefinnten und gleichgestimmten Persönlichkeiten im Dienst großer Ideen strömte.

Lucy Stone und Henry Blackwell waren vollsaftige, harmonische Naturen, von denen eine jede für sich schon einen guten Klang gab, und die durch Liebe und Wahlverwandtschaft geeint in einen starken, reinen Akkord ertönten. Ihr Verhältnis zueinander gleich dem Zusammenspiel der beiden Hände eines Klavierkünstlers, dessen Rechte und Linke gleich mächtig ist, den Tasten Seele, Geist, Schönheit zu entlocken. Es hielt sich auf der Höhe. Die Gewohnheit ließ es nicht stumpf und dumpf werden, die Lüge hat es nie beschmuht, die Alltäglichkeit keine Gewalt darüber gewonnen. Nach fast vier Jahrzehnten des Zusammenlebens ging dem Paar die Sonne noch auf wie am ersten Tage ihrer Vereinigung. Diese Ehe war wirklich „im Himmel“ geschlossen worden, im Himmel einer großen Liebe zweier edlen, gleichwertigen Menschen, die miteinander, durcheinander und füreinander wuchsen und wirkten. Für Lucy Stones und Henry Blackwells Lebensgestaltung galt aus innerer, freigewollter, beglückender Notwendigkeit der herrliche Spruch höchster Hingabe, den das liebliche biblische Idyll von Ruth dem Weib vor der Schwiegermutter, der Berteleerin des Gatten, in den Mund legt: „Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du stirbst, da will auch ich begraben sein.“

Henry Blackwell pflegte bis an sein Lebensende von Lucy als der „sanftesten und heldenhaftesten aller Frauen“ zu sprechen. Mit unverbrüchlicher Treue hat er sein Wort gehalten, an ihrer Seite für das Recht des Weibes auf volles Menschentum und ganze soziale Wertung zu kämpfen. Mehrere der führenden nordamerikanischen Frauenrechtlerinnen jener Zeit wurden des Glückes teilhaftig, daß der Gatte mit ihren Bestrebungen von Herzen sympathisierte. Lucy Stone war jedoch die einzige, die im Lebensgefährten einen nie versagenden Kampfsgenossen besaß. Henry Blackwell widmete der gemeinsamen Sache freigebig, was er an Gütern und Gaben besaß. Er erhob seine Stimme für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts und unterstützte die große Macht seiner Vereinfachtheit durch ausgebreitetes Wissen und Geistesstärke. Er war überall zur Stelle, wo man des Talents, der Charakterfestigkeit bedurfte, um die Sache der Frauen zu führen. Als Agitator für das Frauenwahlrecht durchzog er die Vereinigten Staaten von der Ostküste bis zum Stillen Ocean. Mit seiner Frau zusammen oder auch allein vertrat er die Frauenforderungen auf vielen Kongressen wie vor den gesetzgebenden Körperschaften und Regierungen der verschiedenen Bundesstaaten. Er begründete sie in ungezählten Artikeln und offenen Briefen in der Presse und war ein eifriger und gern gelester Mitarbeiter an frauenrechtlerischen Organen. Solange Lucy Stone selbst ein Frauenblatt herausgab, teilte er ihre Arbeit, ihre Bemühungen dafür. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß Henry Blackwell stets als Anwalt der Frauenbefreiung auftrat und handelte, wenn Lucy Stone am Wirken verhindert war oder der Unterstützung bedurfte. Nie nahm er den geringsten Entgelt für seine Dienste, und es beglückte ihn, wenn er mit vollen Händen für den Kampf geben konnte. Wie Lucy Stone, so setzte er bis zuletzt sein Leben für das erkorene Ideal ein. Gewiß hat Henry Blackwell dabei manchen schmerzenden Verzicht, manche bittere Enttäuschung tragen müssen. Aber er erfuhr auch den Segen reiflicher Hingabe an der Menschheit große Dinge. Diese Hingabe ließ seine Kräfte wachsen und erblühen, sie weitete und bereicherte sein Wesen, wie ein Zauberkraut öffnete sie in den Tiefen seiner begnadeten Natur alle Quellen schöner, tätiger Menschlichkeit.

Die Vereinigung mit dem geliebten Weibe hielt, was Henry von ihr gehofft hatte. In Lucy Stone stand dem bedeutenden Manne die ebenbürtige Lebensgenossin zur Seite, die den Vorwärtsdrängen auf seinem Wege nie zurückhielt, umgesehrt, die durch das eigene leidenschaftliche Sehnen, Rollen und Tun seinen Fuß beflügelte und den Blick immer wieder über Mühsal, Opfer und Ge-

fahren hinweg auf das leuchtende Ziel richtete. Die Frau, die tiefes, reines Mitgefühl mit den vielgestaltigen Nöten des Weibes, die hoher Gerechtigkeitsfönn angefüllt eines Meeres von Unrecht und Gewalt zur aufopfernden Kämpferin gemacht hatten, diese Frau war auch eine mitfühlende, gerechte und aufopfernde Gattin. Kein äußeres Ungemach, kein inneres Ringen trat an Henry Blackwell heran, das Luch Stone nicht auch als ihr eigenes Ungemach, ihr eigenes Ringen empfunden und verständnisvoll geteilt hätte. Ihr persönliches Leben als Gattin und Mutter war erfüllt von der Wärme und Kraft der Vorzüge, die die kühne Bahnbrecherin reifen Menschentums und vollkommenen Rechts auszeichneten. Von glücklichen äußeren Verhältnissen unterstützt, die der geliebte Mann ihr schuf, gelang ihr, was jenen bedauerenswürdig armen Weibchen unmöglich dünkt, die die paar Bleispfennige ihres Wesens im Heim für die Ährigen geizig zusammenhalten und höchstens billige Almosen von materiellem Überfluß, aber keinen Herzschlag, keine großmütige Regung für das Leben der Millionen haben, die jenseits der vier Pfähle stehen. Lucy Stone, die jederzeit und in allen Beziehungen die strengsten Ansprüche an sich selbst stellte, vereinigte harmonisch die Pflichtkreise der Frauenrechtlerin und des Weibes, der Mutter. Ihre Persönlichkeit war reich genug, daß sie hier wie da lauterer, vollgewichtiges Gold spenden konnte.

Es versteht sich, daß auch ihr nicht erspart blieb, sich an den harten Schranken zu stoßen, die in der kapitalistischen Ordnung jede starke Persönlichkeit empfindet, die nach dem Auswirken vollen Menschentums dürftet. Sie lernte die schweren Stunden kennen, wo im Kampfe der Pflichten die alte, qualvolle Frage ihr Haupt erhebt: wer ist mein Nächster? Ist es das Kind, das eines Mutes, der Gatte, der eine Seele mit mir ist, oder ist es das Ideal, das keine anderen Götter neben sich dulden will? Das war besonders der Fall, als die Mutterchaft mit ihren Segnungen und Bürden in Lucy Stones Lebenskreis trat. Die Schärfe des herrischen Entweder — Oder der Entscheidung und des Verzichtensmüssens wurde jedoch in allen Fällen dadurch gemildert, daß Henry Blackwell je nach dem Erfordernis des Augenblicks bald als Vater, bald als Kämpfer ergänzend, helfend als Luchs anderes Ich tat, was sie selbst lassen mußte.

1857 wurde dem Paar das erste und einzige Kind geboren, eine Tochter. Durch die Verheiratung war an Luchs Lebensführung kaum etwas geändert worden. Die agitatorische Tätigkeit hatte sie nach wie vor beherrscht. Von dem Augenblick an, wo Lucy sich Mutter fühlte, war sie von dem Recht des ungestragt zum Leben gerufenen Kindes an die Mutter tief durchdrungen. Ihrer Ansicht nach heischte das Kind gerade während seiner ersten Lebensjahre am dringendsten die mütterliche Pflege und Erziehung. Sie glaubte, daß in dieser Zeit die Umwelt mit ihren Entwicklungsgelegenheiten und Einbrüden entscheidend die Entfaltung, das Erstarken von Leib und Seele beeinflusst. Deshalb nahm es Lucy Stone als selbstverständliche, aber heilige Verpflichtung auf sich, während der ersten Kindheitsjahre ihres Töchterchens die öffentliche Belästigung für ihre Überzeugung hinter dem mütterlichen Walten im Heim zurückzustellen. Sie schränkte zumal ihr Wirken als Wanderpredigerin ein, die heute im Norden, morgen im Süden des Riesensandes die Geister und Herzen zu Faten der gesellschaftlichen Erneuerung rufen wollte. Aber sie blieb trotzdem als Organisatorin und Beraterin durch eine ausgebreitete Korrespondenz, durch Veröffentlichungen in der Presse, durch persönliches Hervortreten, wo es unabwendbare Pflicht war, in der Kampfesfront und an der Spitze der Frauenbewegung.

Diese hat später empfangen und empfängt noch heute, was ihre Bahnbrecherin als Mutter gewesen ist und gegeben hat. Denn in der Tochter wuchs Lucy Stone eine Helferin und Freundin heran, die lange Jahre mit ihr vereint für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts gewirkt hat, und die gegenwärtig als eine Führerin den Frauen der Vereinigten Staaten voranschreitet. Und das ist kennzeichnend für das Wesen von Mutter und Tochter, für den Geist, der in der erlesenen Familie Blackwell-Stone lebendig war: die Tochter ist mit ihrer Überzeugung nicht das unselbständige Geschöpf des Milieus, in dem sie erwuchs. Sie hat den kostbaren Schatz eines großen Lebensziels nicht einfach von den Eltern übernommen, sondern durch eigenes geistiges Mähen ihn sich zu eigen gemacht, der Goetheschen Rahmung getreu:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

(Schluß folgt.)